
BUCHBESPRECHUNGEN

Trude Maurer (Hrsg.): Der Weg an die Universität. Höhere Frauenstudien vom Mittelalter bis zum 20. Jahrhundert, Göttingen: Wallstein Verlag, 2010, 288 S.

Rezensiert von
Alexandra Tischel, Stuttgart

Im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts gab es in Sachen Frauenstudium einige Jubiläen zu feiern: Seit 1900 hatten die deutschen Universitäten – je nach Bundesstaat mit zeitlicher Versetzung – Frauen nach jahrzehntelangem Kampf zur ordentlichen Immatrikulation zugelassen. An der Universität Göttingen, die um die Jahrhundertwende zu Preußen gehörte, wurde an den 100. Jahrestag des preußischen Immatrikulationserlasses mit einer Ringvorlesung erinnert, aus der der vorliegende Band hervorging.

Der Charakter der Ringvorlesung macht sich in der Konzeption des Bandes insofern bemerkbar, als in ihm Überblicksdarstellungen neben Spezialstudien und hochschulpolitischen Überlegungen zu stehen kommen. Er ist im weitesten Sinne chronologisch geordnet und eröffnet mit Beiträgen, die der Vorgeschichte des Frau-

enstudiums gewidmet sind: Hedwig Röckelein stellt ein Panorama der „Weibliche[n] Gelehrsamkeit im Mittelalter“ vor; Heide Wunder die „Gelehrte[n] Frauen‘ im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation“; Horst Kern schließlich skizziert die Umstände der bemerkenswert frühen Promotion von Dorothea Schlözer an der Universität Göttingen im Jahr 1787, die sich als pädagogisches „Experiment“ ihres Vaters, des Göttinger Professors August Ludwig Schlözers, verstehen lässt.

Für die folgenden Studien, die sich der Geschichte des Frauenstudiums im engeren Sinne widmen, gilt die grundsätzliche Beobachtung, dass sie nicht mehr von einer Logik der „Ersten“ dominiert sind. Standen in früheren Forschungen häufig die ‚Pionierinnen‘ im Vordergrund, diejenigen also, die die jeweils ersten Studentinnen, Doktorandinnen, Habilitandinnen oder Professorinnen in ihrem Fach waren und deren Lebensläufe und Leistungen überhaupt erst zu entdecken waren, hat sich auf der Basis dieser Untersuchungen inzwischen eine beeindruckende Breite und Differenziertheit der Forschungen und Fragestellungen herauskristallisiert. Es geht nun darum, die Komplexität der Prozesse und die Vielheit der Faktoren, die bei der Durchsetzung des Frauenstudiums eine Rolle spielten, international vergleichend, aber auch in ihren jeweiligen nationalen

Kontexten herauszuarbeiten – das ist auch die Argumentation, die die Herausgeberin Trude Maurer in ihrer Einleitung vertritt. Dabei fallen trotz ähnlicher Hindernisse, auf die die Frauen in ihren Bildungsbestrebungen allenthalben trafen, verblüffende Differenzen ins Auge: So zeigt Maurer in ihrem eigenen Beitrag zum „Frauenstudium im Russischen Reich“, dass die Frauen dort bei ihrem Weg in die Universität auf die Unterstützung der Professorenschaft bauen konnten, weil das Engagement für das Frauenstudium mit weiteren gesellschaftlichen Reformbestrebungen verbunden wurde und daher die Oppositionsbildung nicht zwischen Männern und Frauen, sondern zwischen reformorientierten und reaktionären Kräften verlief.

Anders verhielt es sich dagegen in Deutschland, wo, wie Ilse Costas darlegt, die Zulassung zum Frauenstudium von den Kultusministerien der jeweiligen Bundesstaaten teils gegen den Widerstand der Universitäten und damit der Professorenschaft durchgesetzt wurde. So hatte das Preußische Kultusministerium schon 1895 sowohl die Immatrikulation als auch die Zulassung von Frauen zu den medizinischen Staatsexamina zum Ziel. Auch wenn letztere bereits 1899 erfolgte, so dauerte es fast noch ein weiteres Jahrzehnt, bis der Erlass zur Immatrikulation von Frauen an preußischen Universitäten 1908 erging, eine lange Zeit für studierwillige Frauen, die sich weiterhin als Gasthörerinnen einschreiben mussten.

Wiederum anders war die Situation der Frauen im geteilten Polen. Maria Rhode weist u.a. nach, wie zumindest in Russisch- bzw. Kongresspolen zeitweise nationale Interessen und weibliche Bildungsbestrebungen zusammenfanden: In der

„Fliegenden Universität“ nämlich, hinter der sich in Warschauer Privatwohnungen gehaltene Vorlesungen und Kurse verbergen, die eine Alternative zur ‚Russifizierung‘ des Bildungswesens bieten sollten und die derart stark von Frauen – unter ihnen auch Maria Skłodowska, die spätere Madame Curie – besucht wurden, dass sie auch ‚Weiberuniversität‘ genannt wurden. Der internationale Vergleich zeigt auch, wie schwierig die Beurteilung der verschiedenen Hochschulsysteme hinsichtlich ihrer Teilhabemöglichkeiten für Frauen insgesamt fällt. Am Beispiel der englischen Frauencolleges führt Juliane Jacobi vor, wie gesellschaftliche Rahmenbedingungen im historischen Wandel unterschiedliche Vor- und Nachteile entfalten können: Der in England im Vergleich zu Deutschland durch die Gründung von Frauencolleges früh gegebene Möglichkeit zum Studium steht die Exklusivität des englischen Universitätssystems insgesamt gegenüber, die deutlich länger als in Deutschland den Frauenanteil vergleichsweise niedrig hielt, aber dennoch Karrierechancen für Frauen innerhalb der Universität eröffnete, die es in Deutschland so nicht gab.

Dass das Frauenstudium ohne den Kontext der Mädchenbildung und der an das Studium anschließenden Berufspraxis nicht zu denken ist, zeigen die Beiträge von Margret Kraul und Johanna Bleker. Erstere zeichnet den Weg von „der Höheren Töchterschule zum Gymnasium“, letztere die „Berufsrealität deutscher Ärztinnen“ nach. Interessant ist gerade bezüglich des Lehrers-, aber auch des Arztberufs dabei immer wieder, wie dieselben Argumente zu unterschiedlichen Zwecken verwendet werden können – insofern stellt die Argumentation pro und contra Frau-

enstudium auch ein Lehrstück in Sachen Rhetorik dar. Wie Kraul vorführt, kann der ‚weibliche Geschlechtscharakter‘ gleichermaßen dazu dienen, Bildungsansprüche von männlicher Seite her (aus Angst vor Konkurrenz) zu begrenzen und von weiblicher Seite zu legitimieren. Als Beispiel kann der Berliner Verein für höhere Töchterschulen dienen, der sich das Argument des Geschlechtscharakters zu eigen machte, um die Interessen der Mädchenschullehrerinnen an einer ausschließlichen Vermittlung von weiblicher Bildung durch Frauen zu vertreten.

Die Bildungsgänge jüdischer Lehrerinnen und Studentinnen, die unter einem doppelten Ausschluss standen, nimmt Andreas Hoffmann-Ocon in den Blick. Ihm geht es vor allem darum, Marion Kaplans These von der besonderen Rolle bürgerlicher jüdischer Frauen als gleichzeitige „Trägerinnen der Akkulturation und der jüdischen Tradition“ (S. 233) zu differenzieren, wozu er das Beispiel der Hamburger Simultanschule nutzt, die von den Schwestern Bertha und Cäcilie Delbanco geleitet wurde.

Beiträge von Jutta Limbach zur „Frauenfrage als Rechtsfrage“ und von Ada Pellert zu „Frauen als Motor der Hochschulmodernisierung von heute“ beschließen den Band. Beide Aufsätze ergänzen sich auf interessante Weise: War die Frauenfrage lange Zeit – wie der Titel von Limbachs Beitrag schon ankündigt – vor allem eine Rechtsfrage und wurden Frauenrechtlerinnen gerade deswegen zu Juristinnen, so zeigt Pellert, wie sich die zeitgenössische „Gender“-Hochschulpolitik den inzwischen dominierenden Managementaspekten der Hochschulverwaltung stellen und ihre Argumente ökonomisieren muss:

Gender wird unter diesen Bedingungen von einer Rechts- zur Nachwuchsfrage und letztlich zu einer finanziellen Ressource, wenn Mittelvergaben auch an Frauenförderung geknüpft werden.

Auch dieser letzte Aspekt zeigt, was für die vorangehenden Aufsätze insgesamt gilt: In Fragen der Gleichstellung gab es nicht einen einzigen Königsweg, der zum Erfolg geführt hat, sondern die Ergebnisse hängen von den jeweiligen Kontexten ab: Koedukation oder Geschlechtertrennung, Teilzulassungen oder Beharren auf voller Gleichstellung, jede dieser Positionen konnte zu (Teil-)Erfolgen auf dem Weg zur Gleichstellung führen – insofern erweist sich hier die Pluralität der Perspektiven auf das Frauenstudium, die der Band bietet, als Stärke, auch und gerade was die Zukunft anbetrifft.

Andre M. Fleche: The Revolution of 1861. The American Civil War in the Age of Nationalist Conflict, Chapel Hill: University of North Carolina Press, 2012, 204 S.

Rezensiert von
Michael Hochgeschwender, München

In seiner knappen, überwiegend auf publizierten Quellen und wenigen Egodokumenten aufbauenden Studie zur Ideengeschichte des Amerikanischen Bürgerkrieges stellt Andre M. Fleche, Assistenzprofessor am Castleton State College in Vermont, eine wichtige These zur Diskussion: Die Sezession von 1861 sei von den amerika-